

einer Zersplitterung oder Absonderung führen. Dafür ist es aber auch nötig, daß das Wort „fränkischer Autor“ oder gar „fränkischer Dichter“ keinen hinterwäldlerischen oder provinziellen Charakter bekommt — „fränkischer Autor“ soll als Ehrentitel für jenen Schriftsteller gelten, der das Land in der Herzmitte Deutschlands liebt, der sein Leben an das dichterische Wort wendet und darin auch den Atem der großen weiten Welt verspüren läßt. Das Werk, das der einzelne geschaffen hat oder noch schafft, sei das Bestimmende!

Dr. Hermann Gerstner

DAS GEHEIMNIS DER FLÖTE

Unter diesem Titel brachte der HOLSTEN-VERLAG, Hamburg, die Gedenkrede Rudolf Ibels heraus, die er am 14. November 1962 in München in einer öffentlichen Gedenkstunde für den am 12. Juni 1898 in Franken geborenen und am 14. Februar 1962 verstorbenen Dichter Ludwig Friedrich Barthel hielt. Es scheint uns recht und billig, jetzt da in diesen Tagen die fränkischen Autoren in Schweinfurt wieder zusammenkamen, auch des toten Dichters zu gedenken. Ibels Gedenkrede erinnert an die Rede des Mark Antonius, freilich im umgekehrten Sinne („Begraben will ich ihn, nicht preisen“). Begraben haben Barthel die Anderen. Wir zitieren R. I.:

„Für die sogenannte literarische Öffentlichkeit der Deutschen war und ist Ludwig Friedrich Barthel der Verstorbene, nicht nur lebhaft: auch sein Werk ist eingesargt. Es ist nicht existent in dem heute gängigen und allgemein anerkannten Alphabet der Lyriker. Wir gedenken dennoch dieses Werkes als eines für uns gegenwärtigen und eines für unser Volk zukünftigen Schatzes einer in immer neuem liebenden Ansturm fromm verwandelten Welt und ihrer Botschaft.“

Einmal wird geschehen, was Ludwig Friedrich Barthel von sich als dem toten Dichter und dem „Geheimnis seiner Flöte“ gesagt hat:“

Doch einmal da rauschen die Ströme,
Die alten, gewaltigen Ströme,
Breit über die Schultern der Erde;
Vom Frühling brennen die Ufer.
Wolken tauchen hinunter

Ins heiße Röhricht des Mittags;
Inbrünstig rufen die Vögel
Mit Worten der Sehnsucht mich Töten.

Dann will ich's erfüllen, das späte
Geheimnis der Flöte, und singen.
So schlürfen die Toten aus Kelchen
Rotdunkelen Mohnes die Liebe.

Zur Neige will ich es singen,
Das wunde Geheimnis der Flöte . . .
(Romanze, *In die Weite*)

DIE WELT schrieb am 14. 7. 1962: „. . . Über die Nichtbeachtung dieses großen Einzelgängers im Gedicht (es ist nicht einmal eine Verkennung) durch die Zeitgenossen werden sich spätere Geschlechter einmal wundern . . .“

Warum man ihn bereits zu Lebzeiten eingesargt hatte, nun weil in den dreißiger Jahren sein dichterisches Gefühl sich für manches begeisterte, was uns, die „wir es ja alle schon lange vorher besser gewußt haben“ (nicht wahr?) heute alles andere als begeisterungswürdig erscheint. Wir zitieren nochmals aus R. I.:

„*Kritisches Nachwort*: . . . Die Wahrheit über das Spiel auf der politischen Bühne bleibt dem Zeitgenossen meist verborgen. Die Einsicht zu Lebzeiten der Beteiligten kommt erst, wenn eine Sache „schieß“ gegangen ist. Dann weiß auch der Dichter, wie sehr er sich mit seiner Mythisierung in einen Stil verlaufen hat, welcher der Politik, ihren Menschen und Aktionen, in unserer Zeit nicht mehr zukommt. Nicht nur die jüngste deutsche Geschichte liefert Beispiele für den entlarvten politischen Mythos. Den Dichtern mag der Drang zum Mythos nach wie vor eigen sein, und den Großen unter ihnen sogar in besonderem Maße: aber die Mythisierung politischen Geschehens durch Zeitgenossen endet meist peinlich, für den mythisierten Gegenstand nicht weniger als für den Dichter. Sein „Rühmen“ wird sich anderen Bereichen zuwenden müssen, die ihm ja vorerst immer noch offenstehen . . .“

„Wie der Dichter selbst seinen Weg durch die Zeit erfahren und erlitten hat, mögen folgende Verse aus der „*Kelter des Friedens*“ erweisen, mit denen wir ihm das Schlußwort überlassen:“

Wenn er zu sich kommt, überwältigt den
Berauschten dumpfes Leid. Er fühlt, es habe
Der Wein, den er genoß, als sei nicht Süße
Und Kraft des Jahres in den Trauben, für
Die Schmähung sich gerächt und ihm die Seele
Ins Hämische getaucht. Vom Übermut
Des Blutes schwelt nur die Erinnerung
Unselig nach. Ernüchtert sind die Blicke
Und wittern einen Vorgeschmack des Tods
In ihrer gläsernen Umschattung. So
Zu dir, du Schädelstätte meiner Heimat,
Die nachlebt in mir Klagendem, die Last
Des Hauptes senkend, kehre ich mit Schritten
Zurück, die übermannt sind.

Die Schrift kündigt zugleich eine „*Auswahl aus dem lyrischen Gesamtwerk des Dichters*“ an, besorgt von Rudolf Ibel, die noch in diesem Herbst erscheinen soll. Wir werden zur zweiten Wiederkehr des Todestages des fränkischen Dichters Ludwig Friedrich Barthel darauf zurückkommen. E. A. S.